

(Nachdruck verboten.)

41)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Sie waren diesen Abend sehr nett gegen ihn. Wolfgang empfand es mit Genugtuung: nun ja, sie hatten ihm ja auch was abzubitten! Er ließ sich verwöhnen.

Der Vater war froh, förmlich erleichtert, daß nicht noch anderes, Schlimmeres an den Tag gekommen war, und die Mutter hatte, zum erstenmal seit langen Wochen, die Empfindung, als könne sie den jungen Menschen da doch wieder lieb haben. Ihre Stimme hatte, wenn sie zum Sohne sprach, wieder etwas von dem alten Klang. Und sie sprach viel zu ihm, es war ihr ein Bedürfnis. In all den Wochen hatte sie nicht so viel mit ihm gesprochen. Jetzt war ihr, als wäre ein Quell in ihr zugemauert gewesen, als müsse sich der jetzt ergießen. Er hatte keine Schulden gemacht! Gott sei Dank, er war doch nicht ganz so schlimm! Jetzt tat es ihr leid, daß sie, verdrossen über sein spätes Nachhausekommen — Umhertreiben hatte sie's bei sich genannt — die Dienstmädchen zu Bett geschickt und kein ordentliches Abendbrot mehr für ihn hatte. Hätte sie sich nicht vor ihrem Mann geschämt, so wäre sie hinab in die Küche gegangen, hätte selber versucht, ihm noch etwas Besseres herzurichten.

„Bist Du auch satt geworden?“ fragte sie ihn leise.

„Na, es geht!“ Er fühlte sein Ubergewicht.

Schlieben legte heute seine Zeitung beiseite. Auf das höfliche „Willst Du nicht lesen?“ des Sohnes schüttelte er abwehrend den Kopf: „Nein, ich habe schon den ganzen Abend gelesen!“ Auch er fühlte das Bedürfnis, ja, die lebhafteste Verpflichtung, sich freundschaftlich mit dem Sohne zu unterhalten, wenn er auch fand, daß Käte wieder entschieden des Guten zuviel tat. So sich um den Jungen zu bemühen brauchte sie sich denn doch nicht, unrecht getan hatte er auf alle Fälle, die Sache mit Braumüller war nicht zu vergessen, offen hätte er kommen müssen — aber freilich, freilich, es war im Grunde nur eine Dummheit, eine Sache, wie sie unter hundert Fällen neunzigmal vorkommen mochte!

Schlieben beschloß, vom nächsten Ersten ab das Monatsgeld des Sohnes um hundert Mark zu erhöhen. Dann war es doch gewiß reichlich bemessen, ein Nichtauskommen und Verheimlichen war dann ein für allemal ausgeschlossen!

Es war schon weit nach Mitternacht, als Eltern und Sohn sich endlich trennten. Mit einem lange nicht mehr gefannten Wohlgefühl streckte sich Käte in ihrem Bett: heute würde sie bald einschlafen, heute würde sie nicht mehr so lange liegen müssen und auf den Schlaf harren, heute war sie so befriedigt, so beruhigt, so still in sich. Es war ja alles nun auf besserem Wege, es würde am Ende doch noch alles gut werden! Und leise flüsterte sie zu ihrem Mann hinüber: „Du — Paul!“ Er hörte sie nicht, er war schon im Einschlafen. Da raunte sie eindringlicher: „Du, Paul!“ Und als er sich regte, sagte sie weich: „Paul, bist Du mir böse?“

„Böse? Aber warum denn?“

„Ach, ich meinte nur!“ Sie mochte es nicht erklären, es tat ja wohl auch nicht not, hatte sie doch das Gefühl, als empfinde auch er's, daß nun auch zwischen ihnen beiden alles wieder besser, schöner, inniger und einiger sich gestalten würde. Ach ja, wenn sie sich mit ihm — mit dem Sohne — besser fanden, dann fanden auch sie beide sich wieder!

Eine heiße Sehnsucht nach den Tagen der Liebe überkam die alternde Frau. Sie schämte sich vor sich selber, aber sie konnte es nicht lassen, sie langte nach dem Nebenbett: „Gib mir Deine Hand, Paul!“

Und als sie im Dunklen tastete und suchte, begegnete sie seiner auch suchenden Hand. Ihre Hände legten sich ineinander.

„Gute Nacht, lieber Mann!“

„Gute Nacht, liebe Frau!“

So schliefen sie ein. — — —

Wolfgang stand am Fenster seiner Stube, sah hinaus ins Dunkel, das alle Sterne verhüllte, und hörte das Brausen eines fernen Windes. War die Nacht so bekommen, oder war nur ihm unerträglich schwül? Ein Gewitter schien auf-

zuziehen. Oder war es nur eine innere Unruhe, die ihn so belästigte? Was war es denn, das ihn quälte?!

Er glaubte sich kaum je in einer unangenehmeren Stimmung befunden zu haben. Er ärgerte sich über den Vater, ärgerte sich über die Mutter — wenn sie nicht wären, wenn nicht alles so wäre, wie es eben war, dann hätte er nicht zu lügen brauchen, nicht zu heucheln! Er ärgerte sich über sich selber. Ach, dann wäre ihm jetzt wohl leichter, viel freier! Im Unwillen zog er die Stirn zusammen; eine jähe Sehnsucht nach etwas, das er nicht zu benennen wußte, machte ihn erbeben. Was wollte er denn, nach was verlangte er denn? Ja, wenn er das selber wüßte!

Er leufzte laut auf und streckte die Arme mit den kräftigen Fäusten hinaus in die Nacht. So eng, so eng! Wenn er doch noch der Junge wäre, der hier einmal aus dem Fenster, ja, aus diesem Fenster — er beugte sich hinaus und maß die Höhe —, hinausgeflettert war, fortgerannt war, heidi, ohne Fragen wohin, immer zugerannt war, einfach ins Blaue, ins Weite hinein. Das war prächtig gewesen, ein selbiges Laufen!

Und immer weiter beugte er sich hinaus; der Nachtwind raunte, das war wie eine lockende Melodie. Er zitterte vor Begier. Er konnte sich nicht losreißen, er mußte am Fenster stehen bleiben und lauschen. Das Säufeln in der Nacht, das rauschte in den Bäumen, das schwoh und schwoh, wuchs und wuchs. Das Säufeln wurde zum Säusen.

Er vergaß, daß hier eine Stube war und hier ein Haus und hier Eltern, die gern schlafen wollten, er stieß einen Ton aus, einen lauten Ruf, halb einen Fuchschrei: da draußen war's gut, ha!

Sturm. Der plötzlich aufschraubende Gewitterwind pustete ihm ins Haar und sträubte es ihm um die Schläfen. Ha, wie köstlich das kühlte! Es war drinnen nicht auszuhalten, da war eine Dummheit, eine Enge. Ihm wurde so ängstlich bang. Wie sein Herz hämmerte! Und die Unlust war groß: wie war das heute abend wieder unangenehm gewesen! Der Vater sagte, er hätte es ihm eingestehen müssen — natürlich, richtiger wäre es gewesen —, aber wenn der jetzt schon, nachdem die Sache doch eigentlich erledigt war, so drohte, was hätte er dann erst vorher gesagt?! Nicht zum Aushalten war's, dies ewige Gegängeltwerden! War man etwa noch ein Kind? War man ein erwachsener Mensch, oder war man's nicht? War man der Sohn aus reichem Hause oder war man's nicht? — Nein, nicht! Man war's eben nicht!

Fern im Dunklen grollte der Donner. Es zuckte plötzlich ein blendender Strahl — er war's eben nicht, nicht der Sohn, nicht der Sohn hier vom Haus! Sonst wäre alles anders! Wie, wußte er nicht — aber anders, o, ganz anders!

Lange hatte Wolfgang nicht nachgedacht — die Tage waren zu reich an Zerstreuung —, aber nun, in dieser dunklen, gewitterigen Nacht, in der er doch nicht schlafen konnte, mußte er denken. Was er immer von sich geschoben hatte, weil's ihm nicht angenehm war, was er ganz vergessen zu haben glaubte — vielleicht, weil er's gern vergessen wollte — das mußte er jetzt bedenken. Das, was so lange zurückgedrängt gewesen war, das brach jetzt durch, mit Macht, wie der Sturmwind, der plötzlich daherfuhr und die Wipfel der Kiefern beugte, daß sie niederduckten vor Angst. In das Brausen des Sturmes hinein hätte Wolfgang seine Stimme ertönen lassen mögen, viel lauter als der.

Er war wütend, ganz undernüchtern wütend, ganz ohne Ueberlegung wütend. Sei, wie das bligte, krachte, grollte, brauste und schnob! Das war ein Kampf — aber das war doch schön! Er hob sich auf den Behen und gab die hämmernde Brust dem starken Wehen preis. Gleiche Lust hatte er kaum je empfunden, wie jetzt bei diesen Windstößen, die seine Brust wie mit Fauststößen trafen. Er warf sich ihnen entgegen, er fing sie förmlich auf mit seiner breiten Brust.

Und doch war bei der Lust eine Dual. Gegenüber diesem großen Gewitter, das ihm wurde wie ein Ereignis, dünkte ihn alles andere erbärmlich klein, und er selber mit. Da stand er nun, in Rock und Weinkleidern, die Hände in den Hosentaschen, kimperte mit dem losen Gelde, ärgerte sich darüber, daß er sich hatte abkanzeln lassen, und hatte doch nicht den Mut, alles von sich zu werfen, ganz zu tun, wie ihm beliebte.

Mit glühenden Augen folgte der junge Mensch dem gelben und blauen Zucken der Blitze, die den dunklen Wetterhimmel spalteten in schneidendem Bisszack und die Welt übergoßen mit blendendem Zauberklicht. Wer doch hinaufahren könnte wie dort der Blitz! Der fuhr aus den Wolken hinab zur Erde, riß ihr den Schoß auf und wühlte sich hinein!

Das junge Blut, dem die ungenügte Kraft in den Fäusten zuckte, die Kraft, die von keiner Arbeit verbraucht ward, ächzte laut auf. Wolfgang verwünschte auf einmal sein Leben. Ah, ganz wo anders müßte er sein, ganz wo anders leben, ganz wo anders! Und wenn er's da auch nicht so bequem hätte, nur fort von hier, fort! Das langweilte ihn hier ja so unfählich. Das ekelte ihn an. Er atmete tief auf: ha, hätte man doch eine Arbeit, die man gerne tun möchte! Die einen so müde machte, daß man keinen anderen Wunsch mehr hätte, als essen und dann schlafen. Lieber Tagelöhner als so einer, der auf dem Kontorstuhl hockt, Zahlen sieht, immer lauter Zahlen, und Konten und Hauptbücher und Kassabücher — nur nicht Kaufmann, nein, das war doch noch das allergräßlichste!

Wolfgang hatte bis dahin noch nie mit Bewußtsein empfunden, daß er nicht zum Kaufmann taugte; jetzt wußte er's. Nein, er mochte das nicht, er konnte das nicht bleiben! Jeder mußte doch das werden, wozu er geboren ist!

Morgen schon wollte er es sagen — nein, er machte nicht mehr mit, er tat's nicht länger! Frei wollte er sein! Er bog sich wieder weit zum Fenster hinaus und witterte mit geblähten Nüstern wie in dürstender Gierig lechzend nach dem feuchten Wohlgeruch, der der getränkten Erde entstieg.

Nach Donner und Blitz war der Regen gekommen und tränkte den verlangenden Boden und drang in ihn ein, ihm alle Poren mit Fruchtbarkeit füllend. Es rauschte und rauschte ohne Unterlaß, ging nieder in Strömen, als nähme des Flutens kein Ende.

In Wolfgang's Seele löste sich etwas; sie wurde weich. „Mutter,“ flüsterte er verträumt und streckte die heißen Hände aus, daß der kühle Regen sie badete. Streckte auch den Kopf ganz weit hinaus, hob das Gesicht mit den geschlossenen Augen aufwärts, daß fallende Tropfen die brennenden Wälder kühlten, und die durstigen Lippen, weit geöffnet, die Tränen des Himmels einsogen wie köstlichen Wein.

Aber am Morgen, als der Sand des Grunewalds all den Regen in sich geschluckt hatte, und vom befreienden Gewitter der Nacht nichts übrig war als ein etwas frischeres Grün des Rasens, ein stärkeres Dufteu der Kiefern, viel abgeschlagene Eichen und Kastanien am Promenadenweg, dachte Wolfgang doch wieder anders. Der Tag war schön; er konnte schwimmen, reiten, ein bißchen ins Kontor gehen, essen, trinken, Tennis spielen, sich zum Abend irgend wohin verabreden — es gab ja so viele Orte, an denen man sich amüsieren konnte — warum sollte er sich und am Ende dem Vater auch den schönen Tag verderben? Er schob jeden ersten Gedanken als lästig weit von sich. Aber in seiner Seele war doch eine Unruhe. Er suchte sich zu betäuben.

Heute abend schlief Käte nicht so rasch und faust ein wie am gestrigen Abend; wenn sie sich's auch selber geschworen hatte, nicht mehr aufzusuchen und auf ihn zu warten, schlafen konnte sie doch nicht, wenn er nicht zu Hause war. Wie damals hörte sie die Uhren gehen, schreckhaft laut: durch die Stille des Hauses drang jedes noch so leise Geräusch verstärkt an ihr lauschendes Ohr. Sie würde ihn hören, sie mußte ihn ja hören, so wie er nur den Schlüssel unten in die Haustür steckte.

Aber sie hörte nichts, so lange sie auch wach lag und horchte. Die Stunden schlichen, der Tag graute, durch einen Spalt der geschlossenen Läden hindurch stahl sich ein daumbreiter falber Schein; sie sah ihn an der Wand, ihrem Bette gegenüber. Der Schein wurde tiefer nach und nach, bestimmter in der Farbe, bekam ein warm-leuchtendes, sonniges Rotgold. Es kündete kein Haushahn mit triumphierendem Schreien neuen Tag, es lag das Haus so still, so stumm der Garten, aber jener Schein dort, der verriet den Morgen. — —

Sie mußte doch geschlafen haben, ohne daß sie es wußte: wie, schon der Morgen da? Nun war sie auch sicher, daß er längst zu Hause war, sie hatte sein Kommen eben überhört. Das beruhigte sie. Aber sie zog sich doch eilig an, flüchtig als sonst, und sie konnte es doch nicht lassen, ehe sie zum Frühstück hinunterging, an seiner Thür stillzustehen und zu lauschen. Er war noch nicht auf — natürlich noch nicht, er war ja so

spät nach Hause gekommen — noch schlief er! Sie konnte einmal heimlich nach ihm sehen. Sie trat ein, aber er schlief nicht.

Mit ganz wirren Augen blickte die Frau aufs Bett — da stand es, aufgeschlagen, einladend weiß und behaglich, aber er lag nicht darin. Das Bett war gar nicht berührt! Leer das Zimmer!

Da erstarrte ihr das Herz in eisigem Schreck: sie hatte doch nicht geschlafen, sie hatte sein Kommen doch nicht überhört! Dazumal war er gekommen — betrunken freilich, aber er war doch noch nach Hause gekommen — dieses Mal nicht mehr!

15.

„Wolfgang wieder nicht da?“ sagte Schlieben, als er zu seiner Frau ins Zimmer trat. „Ins Geschäft kommt er auch so wenig; sie behaupten zwar immer, gerade wäre er dageswesen — warum hält er aber nicht dieselbe Geschäftszeit ein wie ich?! Wo ist er denn?!“ Er sah seine Frau fragend und ungeduldig an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Arbeit beim Trinken.

Man meint vielleicht, Arbeit und Trinken sei unvereinbar, denn wenn man trinkt, kann man nicht arbeiten, und wenn man arbeitet, trinkt man nicht; höchstens würde man dann zugeben, besonders hervorragende Menschen seien befähigt, beide Leistungen gleichzeitig zu vollziehen, etwa Leute wie Julius Cäsar, von dem ja erzählt wird, daß er mehrere Briefe zu gleicher Zeit diktiert habe. Aber von so bedeutenden Menschen soll hier nicht die Rede sein, sondern von dem ganz gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, ja sogar von allen Menschen überhaupt, und von ihnen wird behauptet, daß sie während des Trinkens arbeiten.

Zunächst gibt es gewisse Arbeiten, mit denen wir niemals, auch nicht für kurze Unterbrechungen aufhören; dazu gehört vor allen Dingen die Arbeit, die wir mit unserem Herz leisten, wenn das Blut durch den Körper getrieben wird. Diese Arbeit darf also auch, wenn wir uns der physiologischen Notwendigkeit oder dem Genuß des Trinkens hingeben, nicht aufhören. Dabei ist die bei der Herzstätigkeit geleistete Arbeit nicht etwa gering. Man kennt die Menge des Blutes, die ein erwachsener Mensch in sich birgt, man kennt ferner die Größe des Beuges, den das Blut bei jedem Anstoß, den das Herz ihm gibt, zurücklegen muß, sowie auch die Widerstände der Reibung und sonstiger Natur, die es dabei zu überwinden hat; man weiß endlich, daß in der Minute etwa 60 Pulsstöße erfolgen, und aus diesen Größen läßt sich berechnen, daß die Arbeit, die der Mensch bloß dazu verbraucht, daß ihm das ernärende Blut durch den Körper getrieben wird, während eines Tages ebenso viel beträgt, wie wenn er 1734 Zentner einen Meter hoch heben wollte. Jede äußere Arbeitsleistung des Menschen können wir uns, da es sich immer um gewisse Bewegungen handelt, die bei der Arbeit vollzogen werden, in die Bewegung umrechnen, die dazu nötig ist, eine gewisse Last eine gewisse Strecke hochzugeben. Wenn wir diese Umrechnung vollziehen, so finden wir, daß der kräftigste und fleißigste Mensch bei achtstündiger Arbeitszeit nicht mehr als 6400 Zentner einen Meter hoch heben kann; das heißt also, im günstigsten Falle kann der Mensch noch nicht viermal so viel Arbeit leisten, wie zur Bewegung des Blutes nötig ist. Und auch wenn man trinkt, muß man die auf die dazu nötige Zeit entfallende Menge der gewaltigen Blutbewegungsarbeit vollziehen.

Aber die Blutbewegung ist nur ein Teil der Arbeit, die der Mensch gebraucht, um seinen Körper am Leben zu erhalten. Es kommt dazu die Arbeit, die nötig ist, dem Körper die unumgänglich notwendige Luftmenge durch Bewegung der Brust zuzuführen, und auch diese Arbeit ist ganz beträchtlich. Ferner können wir nicht ohne Nahrungsaufnahme existieren, und die Nahrung muß in sehr komplizierten Prozessen innerhalb unserer Verdauungsorgane in diejenigen Substanzen umgewandelt werden, aus denen sich unser Leib zusammensetzt. Wie kompliziert diese chemischen Prozesse sind, läßt sich daraus entnehmen, daß unsere größten Gelehrten noch nicht im stande sind, sie in den chemischen Laboratorien auszuführen. Der Körper braucht verschiedene Eiweißarten, er baut sie täglich und stündlich aus den ganz anders zusammengesetzten Nahrungsmitteln, und die künstliche Herstellung auch nur einer einzigen Art von Eiweiß ist bisher nicht gelungen; man betrachtet es vielmehr mit Recht schon als einen großen Triumph der modernsten Wissenschaft, daß man im stande ist, die Bausteine gleichsam zu konstruieren, aus denen das Gebände des Eiweißes erbaut werden muß. Der menschliche, und übrigens auch der tierische, ja sogar der pflanzliche Organismus schafft ohne die vielgestaltigen Apparate, die in chemischen Laboratorien gebräuchlich sind, die ihm notwendigen Eiweißstoffe. Selbstverständlich gehört zu diesen umfangreichen chemischen Umwandlungen, die wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, vornehmen, auch recht viel Arbeit; denn es müssen zahlreiche Moleküle der

Rohrleitung auseinandergerissen und in anderer Ordnung aneinander gefestigt werden. Wenn wir alle diese Arbeiten, die wir zum Bewegen des Blutes, zur Atmung, zur Verdauung der Nahrung, also in Summa zur Erhaltung des Lebens aufwenden müssen, zusammenrechnen, so erhalten wir den erstaunlich hohen Betrag von 27 136 Zentnern, die wir täglich einen Meter hoch heben müssen. Diese Arbeit ist also etwa das vierfache dessen, was wir überhaupt an äußerer Arbeit produzieren können, und diese Betrachtung erscheint wirklich geeignet, den an sich berechtigten Stolz des Arbeitsamen auf seinen Fleiß zu dämpfen, denn der trägste, unnützigste Mensch muß, wenn er überhaupt leben will, viermal so viel arbeiten, als der fleißigste Mensch an nützlicher Arbeit hervorbringt; freilich leistet auch der Fleißige diesen Arbeitsbetrag noch neben seiner Nugarbeit.

Es ist ersichtlich, daß auch beim Trinken diese Lebensarbeit ununterbrochen fortgesetzt werden muß, und wir haben also guten Grund, von der Arbeit beim Trinken zu reden. Aber damit nicht genug, schafft uns das Trinken auch noch besondere Arbeiten. Es kann hier nicht von der Arbeit die Rede sein, die aufgewendet werden muß, um aus den flüssigen Nahrungsmitteln, die wir trinkend zu uns nehmen, den entsprechenden Teil unseres Körpers aufzubauen, denn diese Arbeit ist schon inbegriffen in derjenigen, die wir in Ansatz brachten bei der zur Verdauung der Nahrungsmittel überhaupt erforderlichen. Aber eine anscheinend kleine Nebenarbeit — in Wahrheit ist sie durchaus nicht so klein — muß doch noch besonders in Rechnung gezogen werden.

Es ist ein allgemein gültiges Naturgesetz, daß, wenn zwei Körper zusammentreten, von denen der eine wärmer ist als der andere, die Wärme von dem wärmeren zum kälteren so lange fließt, bis beide Körper die gleiche Temperatur haben. Nun hat unser Körper eine Normaltemperatur von 37 Grad Celsius, die Getränke aber, die wir zu uns nehmen, sind im allgemeinen kühler; der Körper muß also so viel Wärme an sie abgeben, bis das Getränk und unser Körper gleich warm sind. Dabei würde also der Körper kälter werden; aber er darf nicht kälter werden als 37 Grad, er muß also wieder so viel Wärme auf andere Weise hervorbringen, daß er die an das Getränk abgegebene Wärme ersetzt hat. Das praktische Resultat ist also, daß unser Körper, wenn wir ein Getränk zu uns nehmen, so viel Wärme produzieren muß, daß es auf die Körpertemperatur gebracht wird. Wie produziert man nun Wärme? Nur durch Arbeit. Wenn unsere Hände frieren, reiben wir sie gegen einander, und durch diese Arbeit bringen wir die zur Erwärmung der Hände gewünschte und notwendige Wärme hervor. In der Vorzeit hatte man kein anderes Mittel, um Feuer anzumachen, als daß man zwei Hölzer an einander rieb; durch die von den Menschen dabei aufgewendete Arbeit wurden die Hölzer so erwärmt, daß sie schließlich in Flammen gerieten. So muß also der menschliche Körper auch Arbeit leisten, um die Wärme zu beschaffen, die nötig ist, um das kühlere Getränk auf die Körpertemperatur zu bringen. Und wir sind im Stande, genau zu berechnen, eine wie große Arbeit dazu nötig ist.

Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat der Engländer Joule in außerordentlich mühsamen, durch mehrere Jahre fortgesetzten Versuchen bestimmt, wie viel Arbeit dazu gehört, ein Kilogramm Wasser von 0 Grad auf 1 Grad, also um einen Grad, zu erwärmen. Er bewegte in einer abgewogenen Wassermenge von genau bestimmter Temperatur eine Art von großem Quirl, dessen Gewicht ebenfalls genau bestimmt war. Dadurch wurde das Wasser erwärmt, und wenn man nun darauf achtet, wie oft der Quirl in einer Minute gedreht war, und wie viel Minuten vergingen, bis das Wasser eine bestimmte Temperatur erreichte, konnte man berechnen, welchen Weg die Last des Quirls zurückgelegt hatte, um dies Resultat zu erzielen. Es mußten sorgfältige Maßregeln getroffen werden, um zu verhindern, daß die im Wasser entstandene Wärme durch die Wände des Wassergefäßes fortgeleitet oder einfach in die Luft gestrahlt wurde, und gerade diese Maßregeln machten die Arbeit zu einer so ungemein schwierigen. Endlich sah Joule aber seine Mühe von Erfolg gekrönt. Er hatte festgestellt, daß, um ein Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen, dieselbe Arbeit nötig ist, die dazu gebraucht wird, 424 Kilogramm einen Meter hoch zu heben. Es ist dies eine Feststellung, die für die Wissenschaft und für die Technik von unübersehbarer Bedeutung war. Benutzen auch wir sie zur Lösung unseres Problems, wieviel Arbeit der menschliche Körper aufwenden muß, um das genossene Getränk auf die Körpertemperatur zu erwärmen.

Behandeln wir zunächst einen Teller Suppe. Wir können ihn ruhig als reines Wasser betrachten, die Hausfrauen werden uns das nicht übel nehmen, denn tatsächlich ist auch in der besten Suppe der Zusatz von Fett und anderen Suppenbestandteilen im Vergleich zu dem darin enthaltenen Wasser so gering, daß wir auf ihn keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Wir dürfen also annehmen, daß in einem Suppenteller etwa 400 Kubikzentimeter oder ebenso viel Gramm Wasser enthalten sind; wenn wir diese Suppe zu uns nehmen, hat sie wohl eine Temperatur von 25 Grad; die Frage ist also: Wieviel Arbeit müssen wir aufwenden, um 400 Gramm Wasser von 25 auf 37 Grad, das heißt um 12 Grad zu erwärmen? 1000 Gramm Wasser um 1 Grad zu erwärmen, braucht eine Arbeit, gleich der, um 424 Kilogramm 1 Meter zu heben; 400 Gramm Wasser um 12 Grad zu erwärmen, brauchen wir demnach die Arbeit, wie wenn $\frac{424 \cdot 400 \cdot 12}{1000}$ Kilogramm einen Meter gehoben werden sollen oder 2035 $\frac{1}{2}$ Kilogramm = 40 $\frac{1}{2}$ Zentner einen Meter zu heben.

Ob uns wirklich auch die beste Suppe so viel Kraft bringt, wieviel wir nur zu ihrer Erwärmung verbrauchen?

Ein anderes sehr verbreitetes Getränk ist das Bier. Auch bei ihm können wir die Mengen von Alkohol und sonstigen Bestandteilen gegenüber dem Wasser vernachlässigen und dürfen sagen, ein halbes Liter Bier enthalte 500 Gramm Wasser; man pflegt es zu trinken, wenn seine Temperatur 12 Grad beträgt, wir haben also 500 Gramm Wasser um 25 Grad zu erwärmen; die dazu nötige Arbeit ist gleich $\frac{424 \cdot 500 \cdot 25}{1000}$ Kilogramm oder 106 Zentner einen

Meter heben. Der Trinker leistet also eine sehr große Arbeit, zumal diese Leistung für jedes halbe Liter Bier aufgewandt werden muß, und es erfahrungsmäßig nicht bei einem halben Liter Bier sein Bewenden hat, sondern deren mehrere konsumiert werden. Vielleicht ist auf diese Arbeit die Ermüdung zu schieben, die wir nach einem Trinken verspüren, und der dabei genossene Alkohol nicht in dem Umfang dafür verantwortlich zu machen, in dem er oft angeschuldigt wird. Jedenfalls hat man beim Trinken stark zu arbeiten. Dr. H. G.

Kleines feuilleton.

st. Antiphrasis. Eine interessante Eigentümlichkeit mancher alten Sprachen ist das, was die alten Grammatiker „Antiphrasis“ (Gegensinn) nennen, nämlich die Benennung eines Dinges nach seinem Gegenteil. Sprichwörtlich dafür ist die satirische Redensart: „lucus a non lucendo“, Hain von Nicht-Leuchten, da es im Hain dunkel ist. Der Spott ist jedoch unbegründet, denn das Wort lucus bezeichnet nicht sowohl „Hain“ als vielmehr „Lichtung“ im Hain oder Wald. Zutreffender scheint das ähnliche Sprichwort: „canis a non canendo“ Hund von Nicht-singen. Aber nur scheinbar, denn die Grundbedeutung ist: Löwe von sich geben, also ebensovohl singen als bellen. Oft beruht der Gegensatz auf falscher Ableitung, zum Beispiel wenn bellum Krieg von dem Zeitwort bellus schön hergeleitet wird, weil der Krieg nicht schön ist. Bellum kommt aber vielmehr von duellum her: Zweikampf (duo gleich zwei). Manche solche Namen sind Euphemismen, Bezeichnungen schlimmer Dinge als gut, widerwärtiger als lieblich, entweder in ironischer Absicht, um damit den Gegensatz scharf zu markieren — wofür wir Gänsefüßchen anwenden, z. B. der „uneigennütige“ Bismarck, die „patriotischen“ Junker, die „humanen“ Scharfmacher — oder aus abergläubischer Furcht. So wurden die schrecklichen Trinnen, die Nagegötterinnen mit den Schlangenhaaren, die Schiller in den „Kranichen des Jbykas“ und Goethe in der „Iphigenie“ schildert, von den Griechen Eumeniden, die Wohlwollenden genannt, aus Scheu, sie bei ihrem wahren Namen und Wesen zu benennen. In einer Gemeinde im Ries lebte im vorigen Jahrhundert ein überfrommer Rabbiner, der häufig an heftigem Zahnschmerz litt und dabei immer unter gräulichen Gesichtszerrungen ausrief: „O wohl! o wohl!“ statt o weh! weh! alles, was der liebe Gott schickt, als Wohlthat aufgenommen werden muß. — Ironie mag es dagegen gewesen sein, weshalb die Griechen das Schwarze Meer, das wegen der Ungastlichkeit seiner kinnibalischen Anwohner verrufen war, welche die Fremden schlachteten (Goethes „Iphigenie“) Euzinus, „das Gastfreundliche“ nannten.

Manche Wörter haben die Eigentümlichkeit, doppeldeutig im gegenfälligen Sinn zu sein, nämlich eine Eigenschaft und auch ihr Gegenteil zu bezeichnen. So das lateinische sacer, was sowohl heilig, als auch verflucht, verflucht, verabsäugt bedeutet, wie in dem sprichwörtlichen „auri sacra fames!“ (verfluchtster Hunger nach Gold!). Man könnte versucht sein, anzunehmen, daß das Wort die schlimme Bedeutung erst erhielt, nachdem viele Heilige als Heuchler und Spitzböden entlarvt wurden. Der wirkliche Grund ist jedoch der, daß das Wort eigentlich „geweiht“ bedeutete; das Heilige war den Göttern des Himmels, das Verfluchte den Göttern der Unterwelt, des Totenreiches, zur Vernichtung geweiht. Auch im Hebräischen bedeutet barach segnen (woher der Personennamen Baruch, der Gesegnete) und fluchen, heides von der Grundbedeutung „die Knie beugen“, weil in beiden Fällen die Gottheit angefleht wurde, jemand zu begünstigen oder zu verderben. Ebenso heißt kadosch der Heilige und kadosch, weiblich kadoschah die Prostituirte, weil auch bei den Hebräern der älteren Zeit die fromme Prostitution in den Tempeln vorkam.

Uebershaupt sind im Hebräischen derartige Wörter mit entgegengesetztem Sinne häufig, was sich unschwer aus einer gemeinsamen Grundbedeutung erklärt. Gewöhnlich kennzeichnet sich die Verschiedenheit durch Aenderung der Vokalisation. Da aber die Vokalzeichen erst um 600 nach Ch. G. entstanden sind, in den früheren Handschriften bloß die Konsonanten verzeichnet waren, sieht man das zu mancherlei Irrtümern oder Phantastereien. So z. B. heißt chata sündigen und chitta entschuldigend, sakal steinig und sikkal entsteinigen (den Ader), sechel Verstand und sikkol unverständlich, verlehrt handeln. —

— Eingeborene, Auswärtige und Spitzböden. Der „Frankf. Ztg.“ schreibt man aus Schanghai: Von Zeit zu Zeit kommt ein Gouverneur einer chinesischen Provinz auf den Einfall, in dem von ihm beherrschten Bezirk eine Volkszählung zu veranstalten, so jetzt z. B. wieder in der Provinz Schantung. Solche Zählungen sind aus den verschiedensten Gründen höchst unzuverlässig und deshalb für wissenschaftliche statistische Zwecke fast ganz un-

brauchbar. Es ist, um nur eines anzuführen, nichts Seltenes, daß der Gouverneur einer Provinz, die vielleicht in Wirklichkeit 30 Millionen Einwohner haben mag, 25 Millionen herausrechnet, während sein Nachfolger wenige Jahre danach sogar nur 20 Millionen zählen kann. Die Angaben über die Zahl der Einwohner sind in manchen Bezirken viel zu niedrig, wofür der Hauptgrund der ist, daß man sich auf diese Weise am einfachsten um manche Steuern herumdrücken kann. Andererseits haben europäische oder amerikanische Schätzungen der Bevölkerungszahl Chinas häufig reichlich hoch gegriffen. So kommt es, daß die Angaben über die Zahl der Bewohner des chinesischen Reiches zwischen 250 und 500 Millionen schwanken. Mit größerer Wahrscheinlichkeit kann man 350—400 Seelen annehmen. Im Zusammenhang mit diesen Mitteilungen sei ein interessanter Bericht wiedergegeben, den die „North China Daily News“ veröffentlicht. Danach werden in der Provinz Schantung bei einer Zählung die Bewohner der Dörfer von den Dorfältesten in drei Klassen eingeteilt: Eingeborene, Auswärtige und Spießbuben. Die Ältesten betrachten dies nun als eine willkommene Gelegenheit, ihr Mütchen an allen denen zu kühlen, die ihnen feindlich gesinnt sind, indem sie sie einfach in die letzte Klasse eintragen. Die Liste geht dann an den Bezirksmandarinen und wird von ihm aufbewahrt. Nun soll es nicht selten der Fall sein, daß der Dorfälteste ein Anhänger der Boxer gewesen ist, und dann sucht er sich noch nachträglich an den verhassten Fremden dadurch zu rächen, daß er sämtliche christliche Chinesen ohne weiteres in die Klasse der Spießbuben setzt. Die Missionare setzen einem derartigen Treiben fast immer machtlos gegenüber, weil es bei dem Charakter der Chinesen ungemein schwer ist, so etwas zu enthüllen. Die Folgerung, die unbefangene Urteilende daraus ziehen, ist die, daß es besser wäre, wenn die Missionare ein so kullantisches Gebiet, wo jeden Tag ein neuer Ausbruch eintreten kann, verlassen würden. So lange es christliche Missionare im Innern Chinas gibt, wird man mit Unzuträglichkeiten zu tun haben, die dann oft genug in blutige Vorgänge ausarten.

Bodenvolumen und Pflanzenentwicklung. In botanischen Schulbüchern fand sich früher der Satz, daß sich das Wurzelwerk in der Erde so weit ausbreite, wie die Krone des Baumes über der Erde, bezw. die Wurzeln breiteten sich rings um den Stamm in einem Umkreise aus, welcher die Höhe des Baumes zum Halbmesser habe. Bekannt ist ja auch, daß weitläufig gepflanzte Gewächse besser gedeihen, als eng und dichtgedrängt stehende, doch sprechen hier auch andere Faktoren mit, insbesondere das Lichtbedürfnis der Pflanzen. Auf Grund der früheren Versuche von Hellriegel war dann Lemmermann auch durch eigene Versuche zu der Ansicht gelangt, daß der Raum, welcher den Pflanzen beim Wachstum zu Gebote steht, an sich schon eine gewisse Rolle bei der Entwicklung der Pflanze spiele, insonderheit der Bodenraum zur Ausbreitung des Wurzelsystems. Fortgesetzte und erneute Versuche Lemmermanns haben nun aber ergeben, daß nicht der Raum an sich unter normalen Verhältnissen das geringere Wachstum der Pflanzen in kleineren Vegetationsgefäßen bedingt, sondern die durch den Raum bedingten Nährstoffverhältnisse. Unter diesen spielt aber das Wasser sehr oft die Hauptrolle. Hierdurch erklärt sich das vortreffliche Gedeihen von Topfobstbäumen und anderen Topfpflanzen in dem verhältnismäßig kleinen Bodenvolumen, vorausgesetzt natürlich, daß genügend Nährstoffe und Wasser zur Verfügung stehen und beständig ergänzt werden. Im Freien würden solche Gewächse ein ungleich größeres Bodenvolumen beanspruchen, weil ihnen hier Nährstoffe und Wasser nicht so konzentriert geboten werden, wie im Wumentopf oder Krübel. Hieraus folgert nun Lemmermann, daß der Raum, welcher einer Pflanze zur Verfügung steht, d. h. die durch den Raum als solchen bedingten Wachstumsbedingungen (mit Ausschluß der Nährstoffe des Bodens und des Wassers), demnach für die Pflanzen unter normalen Verhältnissen kein Produktionsfaktor ist.

(„Prometheus“).

Kunst.

o. s. Die Frühjahrsausstellungen der Münchener Sezession haben immer einen eigenen Reiz. Sie zeigen die Werte der jungen Generation, die in München an der Arbeit ist. Ein solcher Ueberblick ist darum von Wert, weil damit die Möglichkeit gegeben ist, zu beurteilen, wonach die Jungen streben. Es war daher ein glücklicher Gedanke, den der Kunstsalon Schulte verwirklicht hat, eine Auswahl, und zwar eine reiche (150 Bilder), dieser Arbeiten nach Berlin zu bringen.

Da fällt als erstes die ungekünstelte Frische dieser Arbeiten auf. Es mag gegen München geredet werden, was da wolle. Künstlerisch bietet es immer wieder uner schöplich viel Genuß und Freude. Es ist, als strömte diese Lust immer wieder Frische aus und stärkte die Glieder zu neuem Beginnen. Man sagt oft, in München verbummle der Maler leicht. Aber wie ehrlich wird hier gearbeitet! Und zwar gearbeitet aus Freude an der Sache, unbeeinflusst von der Mode. Hier distillieren die Künstler in selbstloser Weise, die nur der Sache dient, die Gesetze, denen die Mode dann zu folgen hat. Etwas von der Frische der Vergluff, die immer wieder klar ist und die Sinne stärkt, ist in diesen Bildern erhalten. So ganz ungekünstelt, ganz sachlich und ernst geben sich diese Maler. Sie sind bestrebt, das Moderne im Technischen zu lernen und weiter zu bilden. Aber immer halten sie die Grenze inne. Sie werden nicht nur Techniker. Sie verbinden das Persön-

liche, die Anschauung in natürlicher Weise mit dem Technischen. Dennoch gehen sie nicht unter im Stofflichen. Sie geben sich ganz und rüchhaltlos, und etwas von der frohen Naivetät und Daseinsfreude, die alle Tage die Welt mit ihren frohen Farben und Bildern neu begrißt, wie sie der echte Künstler und der wahre Naturfreund haben, ist in ihnen, in ihrer Arbeit.

Diese Künstler haben Freude an der Farbe. Mit offenen Augen schauen sie in die Welt und trinken ihre Schönheit. Sie verschleiern nicht die Farben, sie stellen sich nicht künstlich verzärtelt. Etwas Robustes, Sinnesfreudiges lebt in ihrem Werke.

Auch die Linie geben sie entschieden. Sie zeichnen gründlich und sicher. Sie flunkern nicht. Alles hat bei ihnen organischen Aufbau, sichere Struktur. Viel Arbeit, die sich an dem Geleisteten genug tun will, ist hier aufgewandt. Was anderen dauernd gefallen soll, soll auch gründlich und lange durchgearbeitet sein. Dabei versallen sie nicht in den Fehler, akademisch langweilig in allzu großer Gründlichkeit zu werden. Sie erhalten sich die Frische des ersten Anblicks, ihre Bilder haben den impressionistischen Wert des Moments.

Innerhalb dieses allgemeinen Niveaus sind die Naturen, die zur Aussprache kommen, ganz verschieden. Art oder derber fassen sie den Stoff, sind robuster oder gehen feineren Problemen nach. Immer aber haben sie dies Eine, das Reichen ist für eine hohe Kultur des Künstlerturns, wie sie nur Städte haben mit Tradition in den Künstlergenerationen: sie sind immer unbefangener der Natur gegenüber, stehen immer auf dem Standpunkte neuen Sehens, des Versuchens; sie haben kein Schema, keine vorgefaßte Meinung. Dennoch aber haben sie trotz dieses überall zustretenden Wagemuts ein Maß und eine Zurückhaltung, ein Freisein von Uebertreibungen, eine Selbstzucht, die selten bei jungen Talenten zu finden ist.

Die Fülle der Talente sei nach dieser allgemeinen Charakterisierung im einzelnen nur angedeutet.

Da erhält sich die Tiermalerei in der von Jügel geschaffenen Tradition auch bei den Jungen noch lebendig. Die Tierbilder von Dühner (ein heimkehrender Bauer, der eine Kuh führt), von Jung Hans (Ziegen auf der Weide) und von Tiedlitz bewegen sich in dieser Richtung. Die Tierkörper sind mit aller Kraft herausgearbeitet; Sonnenlicht liegt breit und voll auf den Tieren. Schramm-Pittau ist eigener. Aus ein paar Pfauen, die sich im Hofe zeigen, macht er eine schöne, matte Farbenharmonie in Grau, Grün und Blau.

Die Alte von Schrader-Wellen im Freien haben große Form und zeigen genaue Beobachtung.

Geschmackvolle Interieurs in meist düsteren Farben, aus denen die hellen Töne sich um so markanter herausheben, malt A. Faure; Schauspielerzernen, fahrendes Volk. Auch hier fällt das Große in der Behandlung des Ganzen auf; die Reserve, die der Maler dem Stoff gegenüber einnimmt. Mehr aufs Zeichnerische sind die hellen, kleineren Interieurs von Kempen angelegt. Sie haben aparte, feingeschwungene Linienführung.

Das Porträt findet in Graumann einen geschmackvollen Vertreter. Er gibt seinen Modellen ungezwungene Haltung, vermeidet jede Uebertreibung und richtet sein Augenmerk hauptsächlich darauf, in matten, etwas düsteren Nuancen den Eindruck ungezwungen zu sammeln.

Die intensivste Pflege erfährt naturgemäß hier die Landschaft. Da sehen wir alle Möglichkeiten. Die einen gehen, wie Widmann, dessen Schneelandschaft mit den vereinzelt stehenden, rotbeleuchteten Bäumen an Mänsch denken läßt, aufs Dekorative. Auch Burgmaier strebt in einer kräftigen Wiedergabe eines bemalbeten Berges auf den großen Eindruck hin. Ebenso C. Reiser, dessen klare, kühle Landschaften so fest und sicher wirken; als Hintergrund beschneite Berge, davor ein Dorf, ein Tal, ein durchaus simples Motiv, in der exakten Durchführung jedoch ganz eigen. Andere, wie Lamn z. B., von dem am besten ein grünes Tal wirkt, gehen mehr auf einen breiten, flüssigen Vortrag. Zimmern den Lichterindruck strebt Hayal an, der hauptsächlich Lichterscheinungen nachgeht. Malerischer ist Oswald, der seinen Bildern einen grauen Gesamton mitgibt, der die Farben wie mit einem Schleier überzieht. Noch feiner wirkt in gleicher Art D. Moll, der in kühlen, hellgrauen Tönen seinen Landschaften mit ganz sparsamer Verwendung sonstiger Farben malt. Ebenso gibt Windels in einem „Markthäuschen“ eine mit vieler Delikatesse ausgewählte Harmonie zarter, grünerer Töne.

Humoristisches.

— Kleines Mißverständnis. „Fräulein Marie, die Dame dort ist eine Angelsächsin.“ „Und hat er angebißen?“

— Die böse Schwiegermutter. „Ja, lieber Schwiegersohn, ich habe auch schon gedichtet.“ „Da gehören Sie gewiß zur Schule der sogenannten Satanisten?“

— Gedanken eines Polizeileutnants. „Ich komme nich drüber hinweg: et is doch eejentlich noch viel zu viel erlaubt in Preußen!“

(„Jugend“)